

Christian Baron

---

## Klasse und Klassismus<sup>1</sup>

### Eine kritische Bestandsaufnahme

#### 1. Einleitung

In den vergangenen Jahren ist es zu einer Renaissance der Klassentheorie unter pejorativen Vorzeichen gekommen, in der bürgerliche Autoren wie Paul Nolte (vgl. Nolte 2005) oder Heinz Bude (vgl. Bude 2008) versuchen, einen den Sozialstaatsumbau orchestrierenden kulturalistischen Klassenbegriff zu etablieren, um die Existenz einer „Kultur der Unterschicht“ (ebd.: 120) nachzuweisen. Diese – so Bude – sei als neue Klasse in die deutsche „Reichtumsgesellschaft“ (ebd.: 15) getreten und zeichne sich durch „Bildungsarme“ (ebd.: 96) mit „funktionalem Analphabetismus“ (ebd.: 95) aus. Die *Unterschicht*, ergänzt Nolte, solle vielmehr eine „bürgerliche Leitkultur“ (Nolte 2005: 73) annehmen, in der es „um die Vermittlung kultureller Standards und Leitbilder“ (ebd.: 69) gehe. Fundierte Untersuchungen dieses recht neuen Phänomens der bürgerlichen Umdeutung von Klassentheorien gibt es bisher wenige. Eine Möglichkeit zu deren Analyse könnte der Begriff des Klassismus bieten. Dieser ist hierzulande in der breiten Öffentlichkeit zwar „bislang derart unbekannt, dass es ein Euphemismus wäre, ihm ein Schattendasein anzudichten“ (Baron/Steinwachs 2012: 20); er findet in der kritischen Sozialwissenschaft dennoch immer häufiger Anwendung. Da die Konzeption des Klassismus im deutschsprachigen Rahmen aber noch in den Kinderschuhen steckt, ist sie bisweilen Gegenstand von Kritik, die entweder polemisch (vgl. Seppmann 2010) oder aber nur ideologiekritisch (vgl. Bewernitz 2010) und damit unsachlich bzw. verkürzt formuliert wird, selten jedoch wirklich konstruktiv (vgl. Friedrich 2011; Baron/Steinwachs 2012).

Dieser Diskussionsbeitrag zielt darauf, die Lücken bestehender Klassismus-Konzeptionen im deutschsprachigen Raum zu zeigen und zugleich Anforderungen an eine Neukonzeption zu formulieren. Hierzu wird im Folgenden zunächst eine kurze Genese des bisherigen Klassismus-Verständnisses als analytisches

---

1 Für konstruktive Kritik und hilfreiche Hinweise – zu diesem Beitrag ebenso wie insgesamt zu meiner Arbeit über Klassismus – danke ich Ulrich Brinkmann, Sebastian Friedrich, Oliver Nachtwey und Britta Steinwachs.

Konzept dargestellt, bevor es einer Kritik unterzogen wird und schließlich reflektiert wird, mit welchen theoretischen Bezügen eine etwaige Fundierung des Klassismus-Begriffs gelingen könnte.

## 2. Was ist Klassismus?

Erstmals erwähnt wurde der Terminus des Klassismus in den 1970er Jahren in den USA. Die Lesbengruppe *Furies*, in der Arbeiter\_innentöchter die Diskriminierung aufgrund ihrer sozialen Herkunft anprangerten, verfolgte damit das Ziel, das kapitalistische Credo *Vom Tellerwäscher zum Millionär*, wonach in einer Marktwirtschaft alle alles erreichen können, wenn sie sich denn nur genug anstrengen, als Lüge zu entlarven. Doch setzte sich dieses dem politischen Reformismus abgewandte Verständnis von Klassismus, das auf Mechanismen der sozialen Schließung abhebt, in Nordamerika nicht durch. So betrachtet mit dem Sozialwissenschaftler Chuck Barone der heute bekannteste Klassismus-Forscher aus den Vereinigten Staaten soziale Klassen als sozial konstruiert (vgl. Barone 1999: 10). Für Barone fungiert zwar das ökonomische Gesellschaftssystem als „Basis des Klassismus“ (ebd.: 11), er bricht das Phänomen des Klassismus letztlich aber auf eine Mikroebene herunter, auf welcher die Diskriminierung primär als persönliche, intergrupale und kulturelle Unterdrückung erscheint. Sie schlage sich vor allem in einer schlechten Behandlung am Arbeitsplatz nieder, „welche die Menschen zwingt, lange und hart unter oft schwierigen und gefährlichen Bedingungen zu arbeiten und ihnen demokratische Rechte verweigert“ (ebd.: 8). Klassismus wird hier nicht als analytischer Terminus zur Erklärung von Klassenverhältnissen konzipiert, sondern ausschließlich als politischer Kampfbegriff, der helfen soll, moralisch beanstandete Ausbeutungstendenzen offenzulegen und zu bekämpfen. Verstärkt wird diese analytische Schwäche des *Classism*-Begriffs im US-Kontext dadurch, dass im Englischen bei der Verwendung des Begriffs *class* meist unzureichend zwischen Klasse und Schicht unterschieden wird.

Dies ist im deutschsprachigen Raum nicht der Fall. Und doch setzte sich das in den USA gängige Verständnis von Klassismus bereits mit dem hiesigen Aufkommen des Begriffs am Ende der 1980er Jahre in sozialwissenschaftlichen und autonomen politischen Kontexten fest. Martina Wittke verweist in diesem Zusammenhang auf einen Teil der Geschichte der autonomen Szene in Berlin. Im Zuge der für diese Zeit in vielerlei Hinsicht charakteristischen kritischen Reflektion von Gruppendynamiken und -hierarchien innerhalb autonomer Zusammenhänge „bildeten sich aus manchen der autonomen lesbisch-separatistischen Gruppen Prolo-Lesbengruppen“ (Wittke 2013: 84). In diesen Auseinandersetzungen überwog der Impuls des direkten Handelns im *Hier und Jetzt*. Dabei standen

Privilegien aufgrund einer bürgerlichen Sozialisation und die Inkaufnahme oder Zurückweisung dieser Privilegien im Mittelpunkt, während die analytische Dimension der Klassendiskriminierung vernachlässigt wurde (vgl. ebd.: 90).

Erst gegen Ende des vergangenen Jahrzehnts gelangte der Begriff des Klassismus auch in Deutschland in die wissenschaftliche Debatte. Hier waren es vor allem Gabriele Winker und Nina Degele, die in ihrem Intersektionalitäts-Ansatz „vier Herrschaftsverhältnisse entlang der Kategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper“ (Winker/Degele 2009: 38) konstatieren, die auf der Strukturebene gleichberechtigt als „Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen“ (ebd.) analysiert werden. Intersektionalität wird demnach verstanden als „kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen“ (ebd.: 15). Der im Jahr 2009 erschienene Einführungsband von Andreas Kemper und Heike Weinbach wiederum thematisiert das Phänomen des Klassismus als „Diskriminierungs- und Unterdrückungsform“ (Kemper/Weinbach 2009: 7). Die Autor\_innen bieten einen Überblick zu Geschichte und Praxis des (Anti-)Klassismus und skizzieren ihr Verständnis von Klassismus sowie der Entwicklung möglicher Gegenstrategien. Aus ihrer Sicht verbindet die Idee des Klassismus „die alten Kritikformen der ArbeiterInnenbewegung an materiellem Elend und politischem Ausschluss mit der Kritik an der Nichtanerkennung und der Herabsetzung von Kulturen und Leben von ArbeiterInnen, Arbeitslosen und Armen“ (ebd.: 17). So führen sie aus, dass von der europäischen Klassismus-Forschung bislang vor allem politische Reformen gefordert werden. Dazu gehört der Einbezug des Kriteriums der sozialen Herkunft in die EU-Antidiskriminierungsrichtlinien ebenso wie eine höhere Repräsentanz von Arbeitnehmer\_innen in Politik und Wirtschaft, verschiedene Formen der sozialen Anerkennung sowie steigende ökonomische Lebenschancen für Menschen aus der Arbeiterklasse – kurz, eine Abmilderung der gesellschaftlichen Unterdrückung aufgrund der zugeschriebenen Klassenzugehörigkeit (vgl. ebd.: 19-23; 30-32). Kemper und Weinbach verzichten dabei darauf, ihr Klassismus-Konzept mit einem spezifischen, empirisch belastbaren Klassenbegriff zu fundieren.

Diesen Verzicht begründen sie mit dem zustimmend zitierten Argument britischer Autor\_innen, wonach durch die Forderung nach einem fundierten Klassenbegriff „eine Orientierung an bürgerlichen, akademischen Definitionen und den entsprechenden, in diesem Milieu bekannten Personen selbstverständlich vorausgesetzt“ (ebd.: 13) wird. Mit anderen Worten: Weil Karl Marx oder Edward P. Thompson „aus den sogenannten Mittel- und Oberschichten kommen oder von diesen anerkannt werden“ (ebd.: 14), schlagen die Autor\_innen vor, den Klassenbegriff „nicht zu definieren und somit auch keine autoritativen Bezugspunkte zu

setzen“ (ebd.). Schließlich gehe es dem Klassismus-Konzept vorrangig um „die Sensibilisierung für neue Sichtweisen, weniger um begriffliche Schärfe und starre Definitionen“ (ebd.: 15). Den Fokus sollen Klassismus-Analysen deshalb nicht auf einen ökonomisch-sozialstrukturellen Klassenbegriff legen, sondern die „Formulierung von Klasse als Konstruktion“ (ebd.: 12) voraussetzen, denn „Klassismus beschreibt ein System der Zuschreibung von Werten und Fähigkeiten, die aus dem ökonomischen Status heraus abgeleitet oder besser: erfunden und konstruiert werden“ (ebd.: 17). Nötig seien deswegen „Stereotype reflektierende und dekonstruierende Untersuchungen und Theoretisierungen, wie sie für die Frage der Gendersozialisation mittlerweile zahlreich produziert werden“ (ebd.: 21).

### 3. Kritik und Leerstellen bisheriger Klassismus-Analysen

Die bisherige wissenschaftliche Verwendung von Klassismus-Konzepten im deutschsprachigen Kontext ist jedoch im Hinblick auf die theoretische Fundierung und die analytische Schärfe des Begriffs problematisch. Hier sind insbesondere drei Kritikpunkte von Bedeutung.

#### 3.1 Die terminologische Kritik: Wer oder was diskriminiert wen?

Erstens wirft bereits der Begriff des Klassismus Fragen auf. Was ist im Zusammenhang mit Klassismus konkret unter Diskriminierung zu verstehen, was unter Vorurteilen und was unter einem Stereotyp? Kemper und Weinbach verzichten auf die Definition solch zentraler Begriffe, was zu einer zweiten Frage führt: Bezeichnet Klassismus auch Klassendiskriminierung von *unten* nach *oben*? Wenn ja, so bliebe unbeachtet, „dass jede Variation von Lebenschancen und -formen nur dann von sozialer Ungleichheit zeugt, wenn sie in das System *vertikaler* Ungleichheiten übersetzt erscheint“ (Rehberg 2006: 22; Herv.i.O.); m.a.W: Klassismus könnte Ungleichheit und Herrschaft nicht zusammendenken.

Dabei ließe sich zeigen, dass und warum es prinzipiell keinen Klassismus von *unten* nach *oben* geben kann. Dies könnte etwa durch den Rückgriff auf das Stigma-Theorem von Erving Goffman geschehen. Ein stigmatisierter Mensch sei „in ungewünschter Weise anders, als wir es antizipiert hätten“ (Goffman 1967: 13). Die *Normalen* konstruieren gegenüber den Stigmatisierten „eine Ideologie, die ihre Inferiorität erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nachweisen soll; manchmal rationalisieren wir derart eine Animosität, die auf anderen Differenzen – wie zum Beispiel sozialen Klassendifferenzen – beruht“ (ebd.: 14). Stigmata lassen sich verstehen als im sozialen Gefüge bereits subtil enthaltene Implikationen über unzulässige Abweichungen vom als normal de-

finierten Verhalten, womit sie die Voraussetzung dafür wären, dass es überhaupt zu Klassismus kommen kann.

Am Beispiel der Eigenschaft *Erwerbslosigkeit* lässt sich dies im deutschen Kontext illustrieren. Ist ein Mensch hierzulande bereits längere Zeit erwerbslos, wird dieser Zustand häufig zunächst als nicht wünschenswert begriffen – eine Annahme, die ohne Kenntnis des Einzelschicksals bereits vorhanden ist und noch keine negative Wertung beinhalten muss, weil der Sozialstaat auf dem Reziprozitätsversprechen beruht. Tritt nun bei einer Person aufgrund der Eigenschaft *Erwerbslosigkeit* die Notwendigkeit der Inanspruchnahme von sozialstaatlichen Leistungen ein, wird diese Eigenschaft zum Stigma. Denn dann erkennen Menschen (oder Institutionen) die Erwerbslosigkeit als Abweichung vom sozial erwünschten Verhalten des unbedingten Vermeidens von Fremdhilfe. Meist geschieht hier eine persönliche Abgrenzung von dem Betroffenen. Hieraus können ungeprüfte Schlussfolgerungen entstehen wie jene, die erwerbslose Person fände keinen Job, weil er oder sie dumm sei oder aber gar nicht erst arbeiten wolle, um sich stattdessen *faul* in der *sozialen Hängematte* auszuruhen. Die Armut sei also in jedem Falle auf ein bewusstes Fehlverhalten zurückzuführen, womit er oder sie sich eine Schuld aufgeladen habe, die ihm oder ihr soziale Rechte legitim entziehe. Ginge die Stigmatisierung von Erwerbslosigkeit nun nicht mit der Inanspruchnahme sozialstaatlicher Leistungen einher, entstünde auch kein gesellschaftliches Leid aus Zuschreibungen wie jener, wonach die Armut wegen eines selbstverschuldeten Fehlverhaltens berechtigt sei. Es müsste keinem erwerbslosen Millionär politisch-gesellschaftliche Hilfe zuteilwerden, wenn ihm von einer Supermarktkassiererin vorgeworfen würde, er ruhe sich *faul* auf seinem (womöglich ererbten) Vermögen aus und erbrächte durch seine Erwerbslosigkeit keine Leistung für die Gemeinschaft.

### 3.2 Die methodologische Kritik: Sind soziale Klassen nur konstruiert?

Von einer solchen Perspektive sind bisherige Klassismus-Analysen jedoch weit entfernt. So ist an diesen zweitens zu kritisieren, dass Klasse vor allem als (sprachliche) Konstruktion behandelt wird. Dieses Verständnis basiert auf einer methodologischen Anlage, die dem *linguistic turn* verhaftet bleibt, was sich darin ausdrückt, dass in der aktuellen Klassismus-Kritik viel Wert auf die Dekonstruktion sprachlicher Vertikalismen gelegt wird. Dahinter verbirgt sich das verkürzte Verständnis, nach dem es die Sprache sei, die Realität schaffe. Hier findet ein Transfer aus der kritischen Rassismus-Forschung statt, in der *Rassen* als Konstruktionen analysiert werden. Doch diese Analogie funktioniert nur, wenn Klasse als ebenso konstruiert gilt wie *Rasse*. Klassen jedoch sind in erster Linie analytische Kategorien, die Aussagen über Widersprüche innerhalb des kapitalistischen Systems treffen, nicht aber Beschreibungen von sozialen Gemeinschaften,

wie es die Kategorien *Ethnie* oder *Rasse* sind. Wer sich in Anlehnung an Delegitimierungsversuche des rassistischen Begriffs *Neger* weigert, in der öffentlichen Debatte negativ konnotierte Termini wie *Unterschicht* zu gebrauchen, mag einen Beitrag zur Verabschiedung abwertender Bezeichnungen erbringen, die mit der Klassenzugehörigkeit einhergehenden materiellen Konsequenzen werden damit aber nicht beseitigt, sondern verschleiert.

Wer nun davon ausgeht, dass die Kategorie der sozialen Klasse nur identitär konstruiert sei und damit deren real-ökonomisches Existenzfundament systematisch ausblendet, gibt sämtliche wissenschaftliche Versprechen der Klassenanalyse preis. Bisherige Klassismus-Konzepte sollten daher einen Weg finden, die Klassentheorie als Grundlage für derartige Analysen zu verwenden. Dabei gibt es angesichts der Heterogenität dieses Forschungsgebietes verschiedene Möglichkeiten, die anhand der jeweiligen Forschungsfragen eruiert werden müssten. Ziel aller Klassenbegriffe ist es jedenfalls, Strukturen sozialer Ungleichheit zu erklären. Sie begnügen sich nicht (wie etwa die Schicht-Ansätze) damit, soziale Ungleichheit nur zu beschreiben; vielmehr wollen sie deren strukturellen Ursachen nachspüren. Aufgrund der Verortung von Klassen anhand der Stellung im Produktionsprozess ist die Klassenstruktur als geschlossen zu betrachten, d.h. es ist unwahrscheinlich, dass Individuen aus eigener Kraft die soziale Klasse wechseln können, zumal die Klassenunterschiede qualitativer Natur sind. Da sie aber historisch-dynamisch im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang gedacht werden, sie also jeweils durch gemeinsame Interessen, gemeinsame Mentalitäten und politische Bestrebungen geleitet (wenn auch keineswegs homogen beschaffen) sind, gelten soziale Klassen als potenziell kollektiv handelnde Akteurinnen, die den Lauf der Geschichte maßgeblich zu beeinflussen vermögen.<sup>2</sup>

### 3.3 Die handlungstheoretische Kritik: Individuelle Opfer oder kollektives Subjekt?

Mit einem Verständnis von Klassismus ohne Einbezug ökonomischer Klassentheorie(n) geraten drittens die Klassenverhältnisse aus dem Blick. Die Konzentration auf eine Analyse über Sprache und Stereotype suggeriert, dass sich Klassismus allein in Zuschreibungen äußere. Eine derartige Klassismus-Kritik, die das kollektive Klassenhandeln nicht mehr im Blick hat, ist nicht in der Lage zu erklären, warum Lohnabhängige und/oder Sozialleistungsbeziehende sich gegenseitig *klassistisch* diskriminieren. Dafür wäre es erforderlich, die

---

2 Es gibt noch weitere Differenzierungen, z.B. wenn die Rolle des Staates und des öffentlichen Sektors oder die politische Sphäre als solche mitgedacht werden. Aus pragmatischen Gründen werden diese jedoch hier nicht näher erläutert.

Diskriminierungsadressat\_innen nicht durch die Verwendung eines normativen Klassenverständnisses als „Opfer der Marktgesellschaft“ (Kemper 2008) zu charakterisieren, sondern sie analytisch als potenziell handelndes Kollektivsubjekt zu verstehen, dessen Individuen geeint sind durch ihre Abhängigkeit von systemimmanenten Ausbeutungsstrukturen<sup>3</sup>, die zwangsläufig Spaltungslinien produzieren.

Empirisch könnten solche Studien an aktuelle Forschungsergebnisse anschließen wie etwa Klaus Dörres einleuchtenden Befunde zur „sekundäre[n] Ausbeutung“ (Dörre 2011: 125). Er spricht hiervon, wenn symbolisch-habituelle Mechanismen und staatlich-politisch initiiertes Zwang eingesetzt werden, „um eine Innen-Außen-Differenz mit dem Ziel zu konservieren, die Arbeitskraft bestimmter sozialer Gruppen [z.B.: Migrant\*innen, Frauen oder Leiharbeiter\*innen] unter ihren Wert zu drücken oder diese Gruppen aus dem eigentlichen kapitalistischen Ausbeutungsverhältnis auszuschließen“ (ebd.: 126). In Anlehnung an den von Karl Marx konstatierten Mechanismus der Reservearmee stellen die ins *Außen* gedrängten sozialen Gruppen für Dörre besonders in Krisenzeiten ein „Druckpotenzial dar, das eingesetzt werden kann, um die Arbeitskosten möglichst gering zu halten“ (ebd.). Für die im ausbeutungszentrierten *Innen* befindlichen Individuen und Gruppen entwickeln sich demnach die in das *Außen* suspendierten und durch „Ausschluss von Erwerbsarbeit“ (ebd.) gekennzeichneten Individuen und Gruppen zu einer politisch erzeugten Bedrohung ihres eigenen (häufig bescheidenen) Lebensstandards. Wenn prekär Beschäftigte Erwerbslose diskriminieren, dann ist dies also analytisch nicht als Ausdruck der individuellen Boshaftigkeit zu verstehen, sondern als symbolisch-habituelle Verlagerung jener Klassenstrukturierung, die die Beschaffenheit der Produktionsverhältnisse mittels primärer und sekundärer Ausbeutung an diesen Individuen selbst schafft, indem sie Prekäre unter permanenten Druck setzt und Sozialleistungsbeziehende als *Überflüssige* betrachtet. Solange Klassismus-Analysen dies nicht zur Kenntnis nehmen, können sie zur Erklärung klassenbedingter Diskriminierungsstrukturen wenig beitragen.

#### 4. Resümee und Ausblick

In seiner bestehenden Form ist der Begriff des Klassismus nicht geeignet, klassenbedingte Diskriminierungsstrukturen zu erfassen und zu erklären. Eine

---

3 Ausbeutung meint hier nicht etwa – wie im meist moralisch gefärbten Alltagssprachegebrauch – niedrige Löhne oder schlechte Arbeitsbedingungen, sondern „einzig und allein den Sachverhalt, dass die Produzenten lediglich einen Teil des von ihnen neu produzierten Wertes erhalten – unabhängig davon, ob die Löhne hoch oder niedrig sind oder die Arbeitsverhältnisse gut oder schlecht“ (Heinrich 2005: 93). Ausbeutung entspringt nicht dem Verstoß gegen die Regeln des Warentausches, sondern resultiert logisch aus deren Befolgung.

unzureichende Definition von Klassismus, die methodologische Verkürzung auf die angestrebte Dekonstruktion sprachlicher Vertikalismen und das Ausblenden des potenziellen kollektiven Klassenhandelns sind die drei wesentlichen Probleme des bisherigen Verständnisses von Klassismus. Die Klassismus-Konzeption muss demnach noch einige Leerstellen füllen, um als Analyseinstrumentarium in Frage zu kommen. Notwendig wäre hierfür das Anknüpfen an Klassentheorien, die die ökonomische Struktur kapitalistischer Klassengesellschaften in ihre Analyse kulturalistischer Klassenstrukturierung explizit einbeziehen.

Sinnvoller als die bewusst offen gehaltenen terminologischen Fragen und eine Fixierung auf Dekonstruktion erscheint eine Orientierung an den klassentheoretischen Überlegungen Pierre Bourdieus. Er wies nach, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Position der Menschen im sozialen Klassengefüge und ihrem Lebensstil. Dieser Zusammenhang ist aber nicht mechanisch; wer wisse, wo ein anderer stehe, der wisse damit noch nicht, was sein spezifischer Klassengeschmack sei. Eine Veränderung der Position im sozialen Klassengefüge bringt für Bourdieu einen Wandel in Geschmackspräferenzen und Lebensstil mit sich, weil Menschen die neue „Klassenlage“ (Bourdieu 2012: 175) inkorporieren und auf ihre eigene Geschichte übertragen. Klassenkampf versteht Bourdieu als permanenten Kampf um eine Veränderung des sozialen Raumes. Der soziale Raum ist für ihn tendenziell determiniert; wer also gesellschaftlich *nach oben* wolle, müsse Mühen auf sich nehmen und Nutznießer\_in äußerst glücklicher Zufälle sein. Einmal *oben* angekommen, werde der Person die Plackerei jedoch anzumerken sein, weshalb sie einerseits verächtlich auf die im sozialen *Unten* Rangierenden hinabblicken, andererseits aber aufgrund ihrer Verkrampftheit bei den in der gleichen Klassenlage befindlichen Individuen als nicht distinguiert gelten werde. Für Bourdieu können die *unteren Klassen* deswegen nicht als kultiviert gelten, weil ihr Habitus niemals Eingang finden könne in den Stamm der gesamtgesellschaftlich grundlegend positiv konnotierten Wahrnehmung: „Sobald sie etwas ihr eigen nennen, verliert es auch schon diesen Charakter [...]. Nehmen wir ein einfaches Beispiel: [...] Kaum bevölkern die breiten Massen die Meerstrände, flieht die Bourgeoisie aufs Land“ (Bourdieu 1983: 138).

Bourdieu zeigt hier, wie sich der in die Produktionsverhältnisse eingeschriebene Wettbewerbsmechanismus innerhalb der Mittel- und Arbeiterklasse kulturell verfestigt und zum aggressiven Abgrenzungsmechanismus avancieren kann. Ausnahmslos alle habituellen Lebensäußerungen, seien es Vorlieben für Autos, Sport, Bücher, Musik oder Ernährung, sind einerseits abhängig von der sozialen Klassenzugehörigkeit, erfolgen andererseits aber auch in ständiger Rückkoppelung mit dem gesamtgesellschaftlich geteilten Stamm grundlegender Wahrnehmungsmuster zur Abgrenzung *nach unten* und (zumindest symbolisch) *nach oben*. Dadurch, dass die *feinen Unterschiede* also innerhalb der Klasse der

Lohnabhängigen gegeneinander vorgenommen werden, erzielen sie überhaupt erst eine große Wirkung. Die Individuen betreiben in ihrer Selbstwahrnehmung eine Abgrenzung zur *Unterschicht*, aber sie bestätigen durch ebendiese Handlung vor allem die bestehenden Produktionsverhältnisse. Im Alltagsdiskurs spielt die wissenschaftliche Verwendung der Schicht-Theorien kaum eine Rolle; vielmehr ist *Unterschicht* hier ein Symbol nicht zur Beschreibung, sondern zur Rechtfertigung sozialer Ungleichheiten. Wenn Klassismus-Analysen auf die Verwendung pejorativer Begriffe wie *Unterschicht* konsequent verzichten, verunmöglichen sie eine Offenlegung dieses Umstands.

Statt eines Verständnisses der Diskriminierungsadressat\_innen als bloße Opfer kapitalistischer Ausbeutung erscheint wiederum ein Blick auf die lohnabhängigen Klassen als potenzielles Kollektivsubjekt angebracht. Edward P. Thompsons zentrale These in seinem Hauptwerk *The Making of the English Working Class* besagt etwa, dass sich Klassen in erster Linie durch den Klassenkampf zusammensetzen. Er richtet den Fokus somit auf das *Selbst-Machen* der Klasse. Was im deutschen Titel *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse* kaum zum Ausdruck kommt, wird im Originaltitel jedoch umso deutlicher: Es geht um ein *Making* in zweifachem Sinne; in der Entstehung einerseits und im Gemacht-Werden andererseits – durch die Arbeiter\_innen selbst und nicht aufgrund objektiv-analytischer Bedingungen. Er betitelte sein Buch mit dem Begriff *Making*, weil das, was er untersucht, ein „aktiver Prozeß, Resultat menschlichen Handelns und historischer Bedingungen [ist]. Die Arbeiterklasse trat nicht wie die Sonne zu einem vorhersehbaren Zeitpunkt in Erscheinung, sie war an ihrer eigenen Entstehung beteiligt“ (Thompson 1987: 7).

Klasse fasst der Autor dementsprechend als historisches Phänomen: „Ich betrachte ‘Klasse’ nicht als eine ‘Struktur’ oder gar als eine ‘Kategorie’, sondern als etwas, das sich unter Menschen, in ihren Beziehungen, abspielt“ (ebd.). Für Thompson formiert sich eine Klasse, „wenn Menschen aufgrund gemeinsamer Erfahrungen [...] die Identität ihrer Interessen empfinden und artikulieren, und zwar sowohl untereinander, als auch gegenüber anderen, deren Interessen von ihren eigenen verschieden“ (ebd.: 8) seien. Klassenerfahrung ist demzufolge weitgehend durch die Produktionsverhältnisse bestimmt, derweil Klassenbewusstsein „die Art und Weise [ist], wie man diese Erfahrungen kulturell interpretiert und vermittelt: verkörpert in Traditionen, Wertsystemen, Ideen und institutionellen Formen“ (ebd.).

Empirisch anknüpfen ließe sich dabei an die eingangs erwähnte, u.a. von Nolte und Bude initiierte *Unterschichten-Debatte*, welche die ökonomischen Bedingungen sozialer Klassenunterschiede konsequent leugnet und die Lebensweise einer erfundenen *Unterschicht* als kulturell nicht mit bürgerlichen Werten und den Erfordernissen der *Leistungsgesellschaft* vereinbar betrachtet, weshalb deren soziale

Ausgrenzung als gerechtfertigt, weil ausschließlich selbstverschuldet erscheint. Der politisch gewollte Ausschluss zahlreicher Individuen von gesellschaftlichen Teilhabechancen durch die im Sozialstaat angelegten „Wertigkeitsprüfungen“ (Dörre 2013: 358) und ihr politisch gesteuertes Verbleiben in einem „‘Unten’ in der sozialen Hierarchie“ (ebd.: 376) finden kaum eine Thematisierung. Vielmehr werden diese Menschen „begriffsstrategisch“ (ebd.: 382) als *Unterschicht* tituiert, wobei die Verwendung der Begriffe Klasse oder Schicht hier keine Funktion zur Beschreibung oder Erklärung sozialer Ungleichheiten einnimmt, sondern als „Instrument sozialer Abwertung“ (ebd.: 383) dient. Dies resultiert aus der Preisgabe des Klassenbegriffs durch die Sozialwissenschaften seit den 1950er Jahren, die diesen auch heute „einer klassistischen Rechten überlassen haben“ (ebd.), die „Klassenkategorien zur quasi-wissenschaftlichen Verbrämung von Ressentiments einer sogenannten moralischen Mehrheit hart arbeitender Männer weißer Hautfarbe“ (ebd.) verwendet. Vorausgesetzt, es gelänge, die theoretischen und konzeptionellen Leerstellen zu beseitigen, könnten genau hier Klassismus-Analysen ertragreiche Resultate zutage fördern über die „politische Konstruktion der Unterschicht“ (ebd.: 345) und die ihr zugrunde liegende ökonomische Dimension.

## Literatur

- Baron, Christian; Britta Steinwachs (2012): *Faul, frech, dreist. Die Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch BILD-Leser\*innen*. Münster.
- Barone, Chuck (1999): *Extending Our Analysis of Class Oppression: Bringing Classism More Fully Into the Race & Gender Picture*. Carlisle, PA.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2*. Göttingen; 183-198.
- (2012): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 22. Auflage. Frankfurt am Main.
- Bewernitz, Torsten (2010): Klassismus oder Klassenkampf? In: *Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte*, Nr. 33. S. 58-60.
- Bude, Heinz (2008): *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. Bonn.
- Dörre, Klaus (2011): Landnahme und soziale Klassen. Zur Relevanz sekundärer Ausbeutung. In: Hans-Günter Thien (Hg.): *Klassen im Postfordismus*. 2., korrigierte Auflage. Münster: 114-151.
- Dörre, Klaus (2013): Schluss: Strukturierende Effekte selektiver Arbeitsmarktpolitik. In: Klaus Dörre et. al.: *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*. Frankfurt am Main; New York: 345-39.
- Friedrich, Sebastian (2011): Antiklassistische Perspektiven. In: *Kritisch-Lesen.de*, Nr. 10. In: <https://www.kritisch-lesen.de/rezension/antiklassistische-perspektiven> (letzter Zugriff 09.05.2014)
- Goffman, Erving (1990): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 9. Auflage. Frankfurt am Main.
- Heinrich, Michael (2005): *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*. Stuttgart.
- Kemper, Andreas (2008): Opfer der Marktgesellschaft. Obdachlosenfeindlichkeit als klassistische Formation. In: *Arranca. Zeitschrift für eine linke Strömung*, Nr. 38/Sul Serio, Nr. 14. Gemeinschaftsausgabe. S. 46-48.

- Kemper, Andreas; Heike Weinbach (2009): *Klassismus. Eine Einführung*. Münster.
- Nolte, Paul (2005): *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik*. Bonn.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2006): Die unsichtbare Klassengesellschaft. Eröffnungsvortrag zum 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. In: Ders.; Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.): *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilband 1 und 2*. Frankfurt am Main: 19-38.
- Seppmann, Werner (2010): Klassismus, Dekonstruktivismus oder Sozialstrukturanalyse? In: *Marxistische Blätter*, Jg. 48, Heft 5. S. 109-116.
- Thompson, Edward P. (1987): *Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Band 1*. Frankfurt am Main.
- Winker, Gabriele; Nina Degele (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld.
- Witte, Martina (2013): Klassismuskritik und gelebte Umverteilung. Die Geschichte einer Berliner Prolo-Lesbengruppe. In: Christine Rudolf et. al. (Hg.): *Schneewittchen rechnet ab. Feministische Ökonomie für ein anderes Leben, Arbeiten und Produzieren*. Hamburg: 82-90.

**DIE  
SINNE  
SCHÄR-  
FEN!!!  
JETZT  
TESTEN:  
4 Ausgaben für 10 €  
Bestellungen: [www.akweb.de](http://www.akweb.de)**

**ak**

**analyse & kritik**  
Zeitung für linke  
Debatte und Praxis